

SPORT

Mit den Augen

In der Wochenschau

Dieter Mauritz spielt, wie man so sagt, zum Ausgleich Tischtennis: „Man muß hin und wieder einmal auf andere Gedanken kommen“. Er treibt diesen Ausgleich allerdings soweit, daß er sich den Schweiß mit einem Handtuch von der Stirn wischen mußte, als er in Lübeck den Titel des Deutschen Tischtennis-Meisters 1948 erspielt hatte.

Vorjahrsmeister Raack aus Berlin hatte sich mit einem Absagetelegramm entschuldigt. Er hatte diesmal keine Lust, über die grüne Grenze zu kommen. 64 Herren und 32 Damen spielten ihren deutschen Meister ohne den Berliner Titelverteidiger aus.

Vor zwei Jahren war Dieter Mauritz schon einmal Meister. Im letzten Jahr saß er bei den Meisterschaften gerade in der Münchener Universität und lauschte Jura-Vorlesungen. Außerdem stand das Referendar-Examen vor der Tür. Später sah er in der Wochenschau, welch große Chance er ausgelassen hatte.

„Dieter Mauritz zeigt, wie man eigentlich nicht Tischtennis spielen sollte“, sagen seine Gegner. Sie treten trotzdem nur ungern gegen ihn an. Mit leicht vorgebeugtem Oberkörper steht er unmittelbar hinter dem Tisch. Sein grüner Gummischieler ist wie eine Mauer. Jeder Schmetterball springt wieder über das Netz zurück. Seine Punkte sammelt er aus den Fehlern der Gegner, ohne selbst besonders offensiv zu werden.

In seiner Abwehr fand in Lübeck niemand eine Lücke. Die westdeutschen Schützenkönige Hoffmann und Voßbein gewannen nicht einen Satz gegen ihn. Nur zweimal in sechs Spielen schafften Mauritz' Gegner die zum Satzgewinn notwendigen 21 Punkte.

„Ich spiele mit den Augen“ sagt er. Am Blick seiner Gegner erkennt er die Flugrichtung des Balles. Das andere geschieht instinktiv. Mit seiner Rückhand dreht er den Ball wieder über das Netz. Selbst Fachleuten bleibt diese blitzschnelle Reaktion (der Ball fliegt manchmal mit 120 Stundenkilometern) ein Rätsel.

Mauritz weiß, daß sein Defensiv-Spiel für Zuschauer kein schöner Anblick ist.



Rückhandschläger

Mauritz (r.) zeigt, wie man nicht spielen soll

„Wenn ich noch einmal Tischtennis lernen sollte, würde ich ganz anders anfangen“. Als er mit 12 Jahren begann, war im Übungsraum seines Vereins zwischen Tisch und Wand nur ganz wenig Platz. Bei diesem Zwangs-System ist er dann geblieben.

Vor der Rückfahrt nach Wuppertal gab der 30jährige nur in Hamburg noch ein kurzes Gastspiel. Schon am Mittwoch mußte er sich wieder zum Dienst beim heimatischen Amtsgericht melden. Sein Chef verlangte das. Obwohl er selbst leidenschaftlich wie Dieter Mauritz Tischtennis spielt.

Max Machon machte Schmeling groß

Max Schmeling machte Wind

Im Hinterzimmer der kleinen Schöneberger Ex-Gaststätte Wüstenhagen, Fritz-Reuter-Straße, amerikanischer Sektor, sitzen alle Tage Berlins Boxer, Ring- und Punktrichter beisammen und fachsimpeln. Max Machon, Schmeling's Weggenosse über 22 Jahre, präsidiert. Seit knapp 14 Tagen ist er wieder im viergeteilten Berlin. In seinem Charlottenburger Heim haben ihn Berlins Boxer jetzt zum KBB-Präsidenten (KBB = Kommission für Boxsport Berlin) gewählt.

„Ich bleibe Berlin treu“, sagt der 54jährige Manager, „da kann es kommen, wie es will“. Max Machon hat seit seiner Remigration noch keine Ruhe gehabt. Sein neuer Posten ist ehrenamtlich. Nach einem neuen Job hat er sich noch nicht umgesehen. Den alten Ringmännern liegt die Nachwuchsschulung am Herzen, deshalb hat er die Wahl angenommen.

„Wir haben so wenig Leute mit Erfahrung. Nur große Erfahrung kann Fehlentscheidungen beim Kampf ausschließen.“ Neu aufgetauchte Reformvorschläge für eine neue Punktberechnung lehnt der bewegliche Box-Präsident ab. Die bisherige 20er Punktberechnung ist international. Folglich muß sie bleiben.

Die KBB, der Machon vorsitzt, ist der größte deutsche Boxerverband, zuständig für Berlin und die Ostzone. Mit 156 Profifightern. Im Westen gibt es noch acht Verbände.

Berlin hat noch keine Boxvereine. Der Boxsport untersteht dem Magistrats-Hauptsportamt. Eines der wenigen Ämter, die noch nicht ost-westgeteilt sind wie alles in der City. „Wir wollen nicht gespalten werden“, das glaubt man dem ehrlichen Machon-Gesicht. Er hofft, es wird gut gehen. Die Boxer sind ausgezeichnete Steuerzahler. 2,5 Steuermillionen zahlen sie im Jahr.

Daß die Berliner Boxer trotz Luftbrücke ein Winterprogramm starten können, freut Machon. „Wir haben jetzt unseren Sportpalast.“ Die Messehallen am Funkturm fassen 6000 Menschen. Für Weihnachten sind Großkämpfe geplant. Wer gegen wen, steht noch nicht fest.

Weil Schmeling sein Ring-Ade sagte, ist Machon nach Berlin gekommen. Er bleibt aktiv. 1939 kann er sein 30jähriges Boxjubiläum feiern. Inzwischen ist er zum zweitenmal verheiratet. Mit einer Sportsfrau. Erika Machon spielt Hockey bei den „Wespen“.

Wenn Max Machon von seinen großen Erlebnissen erzählen kann, wird er sehr lebhaft. Seit 1926 waren Schmeling-Machon ein Gespann. Kennenlernen war Zufall. In Köln brauchte Machon einen Mann, der zwischen den Runden in der Ecke „Wind“ machte. Schmeling, blutjunger Anfänger, fand sich. „Er war mir sympathisch. Ich ihm sicher auch.“ Sie blieben zusammen. Machon machte Schmeling groß.



Machon: Ich ihm auch
Wer gegen wen, steht noch nicht fest

Zwanzigmal überkreuzten sie allein den Ozean nach USA. 1938 das letztemal. Zum Schmeling-Louis-Kampf. „Da war alles gegen uns.“ Dann erzählt der Trainer interner: „Tausende von Kommunisten demonstrierten. Washkörbeweise kamen die Drohbriele. Maxe hat sie gar nicht alle zu sehen bekommen.“ Anti-Schmeling-Propaganda-Marken wurden verkauft. Durch Hinterausgänge schlichen sie damals auf die Straße. „Wir waren eben die bösen Nazis“, schulterzuckt Machon.

Nach tätlichen Angriffen mußte Schmeling in den Ring steigen. Ein linker Louis-Haken traf Schmeling's Schläfe, dann kam der berühmte Nierenschlag. „Und Louis schrieb keine schlechte Handschrift“. Jede einzelne Phase weiß Machon noch, jeden Schmeling-Gesichtsausdruck. Er warf das Handtuch. In USA darf das nur der Ringrichter. Schmeling kam bei „Acht“ immer wieder hoch. Neuer Louis-Schlag. „Da bin ich dazwischen gesprungen.“ Das ist in USA auch verboten. „Aber ich laß doch Maxe nicht totschlagen.“ Das alles mußte damals in Deutschland unter den Tisch fallen. Für die Verlierer standen nur zwölf alte Freunde auf dem Bahnhof in Berlin-Charlottenburg.

Jetzt ist Schmeling manchmal froh, daß er nicht siegte. „Der Verrückte hätte mich kommen lassen, dann hätte es einen dicken Bonbon an die Brust gegeben. Geendet wäre ich in Nürnberg“, sagt Max Schmeling heute. Eine Vorkriegs-USA-Reise kam nicht wieder zustande. Hitler lehnte ab. Fünfmal 100 000 Dollar blieben dadurch unverdient.

Max Machons Wunsch ist es, noch einmal einen Schwergewichtler groß zu machen. „Aber ein Weltmeister wird in jedem Land nur alle hundert Jahre einmal geboren.“ An einen guten Mann, der noch nicht „versaut“ ist, würde er sich wagen. Es gibt viele Angebote, aber wenig Talente. Und aus einem Droschkengaul ein Rennpferd machen, das kann auch Max Machon, der Gewiefte, nicht.